

Vorwort

Die Nachrichten berichten über einen unsichtbaren Feind, der aus dem Osten kommt und sich über die ganze Welt ausbreitet. Die Seuche beherrscht die Lebens- und Vorstellungswelten der Menschen. Unwissenheit und Unsicherheit dominieren, drastische Quarantänemaßnahmen werden verhängt, Grenzen dicht gemacht. Schiffe liegen in den Häfen vor Anker, Kranke werden isoliert, Sperrzonen errichtet. Spezielle Krankenhäuser werden eilig errichtet, denn die Zahl der Infizierten wächst unkontrollierbar und droht, die Kapazitäten des regulären Gesundheitssystems zu sprengen. Wird die Gefahr zunächst auch verschwiegen oder heruntergespielt, bricht bald überall Angst und Panik unter der Bevölkerung aus. Um Aufklärung und Eindämmung ringendende politische wie medizinische Autoritäten haben dem wenig entgegenzusetzen. Und während der Ausnahmezustand verhängt und der Krieg gegen die Seuche ausgerufen wird, ziehen sich die einen in die totale Isolation zurück und die anderen geben sich angesichts der scheinbar unmittelbar bevorstehenden Apokalypse dem Exzess hin. Es ist Karnevalszeit, als die Seuche ihren ersten großen Auftritt in der Metropole Paris hat. Wir schreiben das Frühjahr 1832 und die asiatische Cholera ist im Zentrum Europas angekommen. Heute ist es erneut der Bericht über den Ausbruch einer unbekannten Krankheit auf einem Karnevalsfest, das sich zwar nicht in einer europäischen Metropole, sondern in einer Kleinstadt in der nordrhein-westfälischen Provinz ereignete, der die Ankunft einer neuen Seuche ins Zentrum der medialen Aufmerksamkeit gerückt hat. Es ist das Frühjahr 2020 und Corona ist im Zentrum Europas angekommen.

Als ich diese Arbeit begonnen habe, war nicht abzusehen, unter welchen Umständen ich sie beenden würde. Schon vor meiner Promotionszeit haben mich die Verflechtungen von Krankheit, Individuum und Gesellschaft und insbesondere die Rolle, die der Kunst und Literatur dabei zukommt, interessiert. Aus diesem Interesse ist die Idee entstanden, dass sich diese Komplexe in der Auseinandersetzung mit

Seuchen besonders gut analysieren lassen. Denn diese stellen Wissenschaft, Politik, Wirtschaft, das soziale Miteinander und nicht zuletzt auch die Kultur vor enorme Herausforderungen und betreffen immer sowohl einzelne Personen als auch ganze Kollektive.

Die Cholera, die eine der einschneidendsten Pandemie-Erfahrungen der Moderne war, schien für eine historische Analyse besonders geeignet, vor allem, weil der zeitgenössischen Literatur der Cholera-Jahre, die immerhin fast das gesamte 19. Jahrhundert umspannten, bisher kaum Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Darüber hinaus kann eine retrospektive Analyse auch den Vorteil einer gewissen Distanzierung mit sich bringen. Als 2016 mit dem Ausbruch der Cholera im Jemen von der WHO die schwerste Epidemie der Seuche in der Geschichte der Menschheit ausgerufen wurde, war das historisch geglaubte Thema plötzlich sehr gegenwärtig geworden. Seit Anfang des Jahres 2020 sieht sich die Welt, erstmals seit der Spanischen Grippe vor rund einhundert Jahren, einer Pandemie ähnlichen Ausmaßes gegenüber. Das Schreiben über eine Seuche in Seuchenzeiten ist eine Herausforderung, von der ich nicht geglaubt hatte, dass ich mich ihr stellen müsste. Das Gespenst der Pandemie hat Einzug auch in meine Lebenswelt gehalten, das Thema meiner Dissertation mich regelrecht ›heimgesucht‹. Diese Situation hat meine Perspektive auf diese Arbeit grundlegend verändert. Es zeigen sich viele Parallelen und es werden viele Unterschiede offenbar.

Im 19. Jahrhundert wurde die Cholera zur wissenschaftlichen Triebkraft und zur politischen und gesellschaftlichen Zerreißprobe. Die Welt war nach der Cholera eine andere. Einschneidende Hygiene- und Sanitätsmaßnahmen, wie der Bau flächendeckender Wasserver- und -entsorgungssysteme, haben das Zusammenleben der Menschen nachhaltig zum Besseren verändert. Das unermüdliche Forschen an dem Jahrhunderrätsel der Cholera hat bedeutend zu der Herausbildung der Mikrobiologie beigetragen, jener wissenschaftlichen Disziplin, deren Teilgebiet der Virologie sich heute zuvorderst an der Herausforderung des Coronavirus abarbeitet. Robert Kochs Entdeckung des Kommabakteriums *Vibrio cholerae* im Jahr 1884 als die Ursache für die fast ein ganzes Jahrhundert andauernden und in mehreren Pandemiewellen immer wieder aufflammenden Choleraausbrüche er-

möglichte mit dem Wissen über dessen Entstehung und Verbreitung auch die Entwicklung effektiver Präventions- und Therapieverfahren. Indem die monumentale Seuchenerfahrung der Cholera den Beweis über die Existenz von krankmachenden Mikroorganismen erzwungen hatte, gelang es Koch, ein ganz neues Kapitel in der Medizin aufzuschlagen. Heute ist das nach ihm benannte Robert-Koch-Institut (RKI) die maßgebliche Instanz, die das gegenwärtige Seuchengeschehen in Deutschland wissenschaftlich überwacht, bewertet und Handlungsanweisungen für die Bevölkerung ableitet. Neben dem enormen Wissenszuwachs, den die Konfrontation mit den Herausforderungen der Cholera mit sich brachte, offenbarten sie ebenso die fatale Liaison von Seuche und Verschwörungstheorien, Aufständen, Revolution und Krieg. Während im Krimkrieg (1853–1856) mehr Soldaten an der Cholera starben als im Gefecht, kam es an vielen Orten der Welt wiederholt zu gewalttätigen Ausschreitungen, die sich in Lynchmorden und Pogromen entluden. Soziale Gefüge und politische Systeme wurden auf eine harte Probe gestellt, Schuldzuweisungen und Stigmatisierungen waren an der Tagesordnung. Unermüdlich wurde die Feststellung propagiert, dass es sich um eine fremde Krankheit handelt, die wie ein unheimlicher Gast das eigene Land heimsucht. Das Kranke war schon damals immer das Andere. Die Metaphorik von Kampf und Krieg gegen die Seuche war so naheliegend wie effektiv, doch auch brandgefährlich. Dem unsichtbaren Feind, gegen den sich notfalls auch mit militärischen Mitteln zur Wehr gesetzt werden muss, wurde und wird viel zu schnell ein sehr eindeutiges Gesicht verliehen. Und viel zu schnell kann der metaphorischen Aufrüstung die konkrete folgen.

Der Blick zurück in die Geschichte, die auf unheimliche Weise viele Parallelen zum gegenwärtigen Seuchengeschehen aufweist, ist Mahnung und Hoffen zugleich. Er zeigt: Seuchen gehören untrennbar zur Menschheitsgeschichte und haben diese oft maßgeblich beeinflusst. Pest und Cholera sind sprichwörtlich geworden und auch wenn es durch die Entwicklung von Impfstoffen und die Entdeckung des Antibiotikums für einen kurzen Moment so schien, als sei das Ende der Infektionskrankheiten zum Greifen nah, haben Seuchenausbrüche auch in den letzten Jahrzehnten immer wieder das Leben vieler Menschen massiv bedroht, meist jedoch bei weitestgehend fehlendem öf-

fentlichen Interesse des globalen Nordens. Zuletzt machten Ebola und Zika Schlagzeilen, doch der Schrecken und das internationale Interesse verhallten schnell, als sich die Seuchen regional begrenzen ließen – und heute fragt kaum jemand nach den gravierenden sozialen, ökonomischen, politischen und individuellen Folgen dieser epidemischen Ereignisse.

Die Cholera stellte alles infrage – und trug zur Suche nach den Antworten bei. Mit dem Ausbruch von Covid-19 sieht die Welt sich wieder einer globalen pandemischen Bedrohung ausgesetzt. Durch vielfältige Maßnahmen wird seit Monaten versucht, die Ausbreitung des Virus unter Kontrolle zu bringen. Intensive Forschung hat zur schnellsten Impfstoffentwicklung in der Geschichte geführt, doch scheint eine gerechte globale Verteilung von Impfstoff wie auch von Mitteln zur Prävention oder Therapie kaum möglich. Viele Fragen sind noch ungeklärt, während vor neuen Varianten gewarnt wird. Fragen, die sich Politik, Wirtschaft und Gesellschaft weltweit schon jetzt stellen müssen. Das 21. Jahrhundert ist nicht das 19. Jahrhundert. Cholera ist nicht Corona. Und doch wird die Welt auch nach dieser Pandemie eine andere sein.

An dieser Stelle möchte ich herzlich Prof. Dr. Norbert W. Paul und Prof. Dr. Mita Banerjee danken, die als Sprecher und Sprecherin des DFG-Graduierten-Kollegs »Life Science – Life Writing« diese Arbeit mit großem Interesse, persönlichem Engagement und wertvollen Anregungen betreut haben. Sie haben mich mit ihrem Enthusiasmus für den interdisziplinären Austausch in meiner Begeisterung für das Arbeiten über die eigenen Fachgrenzen hinaus bestärkt und damit wesentlich zur Genese dieser Dissertation und meines Weges in eine akademische Zukunft beigetragen.

Ein weiterer großer Dank gilt meinen Kommilitoninnen und Kommilitonen, den Koordinatorinnen, Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern am Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin an der Universität Mainz, die die Zeit dort zu einer intellektuell inspirierenden wie menschlich bereichernden gemacht haben. Vielen Dank an Hamideh Mahdiani für die fürsorgliche Unterbringung und Oliver Kuchenbuch für die philosophischen Pendelwege zwischen Mainz und dem Süden.

Der Gutenberg-Akademie Mainz, vertreten durch die Geschäftsführung und ihre Senior- und Juniormitglieder, möchte ich herzlich für die materielle Unterstützung, die überfachliche Förderung und für die Erfahrung des intensiven Dialogs mit exzellenten und passionierten Akademikerinnen und Akademikern unterschiedlichster Fachrichtungen und Generationen danken.

Ich danke Prof. Dr. Volker Mergenthaler und Prof. Dr. Burkard Dohm für ihre interessierte Anteilnahme, ihren vielfachen Zuspruch und ihre vielfältige persönliche wie fachliche Unterstützung besonders in kritischen Momenten der Promotionsphase.

Herzlichen Dank an meine Mentorinnen Julia Bender-Helfenstein und Corinna Norrick-Rühl des ProMotivationsprogramms der Universität Marburg und des Christine-De-Pizan-Programms der Universität Mainz. Ich habe in vielerlei Hinsicht von dem erhellenden und wertschätzenden Austausch über das Leben zwischen Wissenschaft und Familie mit ihnen profitiert.

Dafür, dass sie Mainz für mich zu einem zweiten Zuhause gemacht hat, möchte ich Klara Schubenz danken. Für die jahrelange Tradition wöchentlicher Mittagstreffen, die vor allem der geistigen Nährung gedient haben sowie für unermüdliches Korrekturlesen danke ich Thomas Nolte. Leonie Bossert danke ich für den freundschaftlich solidarischen wie inhaltlich anregenden Austausch, für zukunftsträchtiges Netzwerken und Weichenstellen.

Monika und Martin Höll und Jana und Tilman Naujoks danke ich für die unschätzbarre Hilfe bei der Kinderbetreuung und der Bewältigung eines Alltags, der selten alltäglich war. Sie haben den Boden bereitet, auf dem diese Arbeit gedeihen konnte.

Ich danke meinen Eltern Manuela Busch und Frank Wiemeyer von Herzen dafür, dass sie mich mit ihrem unbedingten Glauben an mich und durch ihre große Nähe auch über die räumliche Distanz hinweg mit Wissen, Schöngest und Humor beim Wachsen mit und an der Dissertation begleitet haben.

Meinen Töchtern Jolanda und Lorene danke ich, dass sie mit ihren jungen Jahren die Entstehung der Arbeit so neugierig wie duldsam mitgelebt haben und mir mit ihrer fröhlichen Wachheit, ihrer überwäl-

tigenden Liebe und ihrem kindlichen Stolz das Gefühl gegeben haben, etwas Wertvolles für mich und für sie zu leisten.

Meinem Mann Jos danke ich für seine fortwährende, bedingungslose und umfassende, kreative wie liebevolle Unterstützung, die den Freiraum dafür geschaffen hat, dass ich meine Dissertation mit vollem Einsatz schreiben konnte.

Im Juni 2021
Davina Höll